

## Von der Stadt zum Bild

Jürgen Krusche

### Die Strasse

<sup>1</sup> [http://www.citymayors.com/environment/eiu\\_bestcities.html](http://www.citymayors.com/environment/eiu_bestcities.html)

<sup>2</sup> Rem Koolhaas et al. (Hg.): *Mutations*. Barcelona 2001

<sup>3</sup> Cornelius Bechtler et al. (Hg.): *Shared Space. Beispiele und Argumente für lebendige öffentliche Räume*. Bielefeld 2010

<sup>4</sup> Quartier-Echo, Nr. 18, 4. November 2010, S. 3

Städte befinden sich heutzutage in einem harten Konkurrenzkampf. Ohne identitätsstiftendes Branding kommen sie kaum mehr aus, internationale City-Rankings setzen neue Massstäbe.<sup>1</sup> Ziel ist die Ökostadt, die 2000-Watt-Stadt oder die Stadt mit der höchsten Lebensqualität. Während es möglich ist, den Ökohaushalt oder den Energiebedarf einer Stadt quantitativ zu messen, wird es bei der Beurteilung der Lebensqualität deutlich schwieriger. Prestigeträchtige Bauprojekte namhafter Architekten, wie sie viele Städte weltweit anstreben, verändern die Lebensqualität einer Stadt kaum nachhaltig. Die Qualität muss sich dort verbessern, wo das Leben der Bewohner stattfindet, im Alltag. Und dieser spielt sich für den Grossteil der Menschen nicht in faszinierenden Hochhaustürmen, eleganten Villenvierteln oder mittelalterlichen Idealstädten – original oder aus der Retorte – ab, sondern in schlichten und zweckmässigen Wohnbauten und unspektakulären Siedlungen, die weder im historischen Zentrum noch in den Vorzeigequartieren der Stadt liegen. Doch eines ist überall gleichermaßen vorhanden: der Strassenraum. Strassen sind Räume des öffentlichen Lebens und prägen den Alltag der Menschen. Rem Koolhaas' bekannte Formulierung WORLD=CITY<sup>2</sup> wäre demnach zu erweitern mit CITY=STREET.

Die Strasse – damit ist hier immer der gesamte Raum der Strasse gemeint – ist ein wichtiger, aber immer noch unterschätzter öffentlicher Raum. Doch langsam entwickelt sich ein neues Bewusstsein für die Wichtigkeit von Strassenraum. Dies zeigt etwa das zwischen 2004 und 2008 durchgeführte europäische Programm zur Förderung von *shared-space*-Projekten. In einer Dokumentation dazu heisst es: «Shared Space, Gemeinschaftsstrassen, Strassen für alle – diese Begriffe bezeichnen eine neue Strategie zum Umgang mit dem öffentlichen Raum. Im Zentrum steht nicht mehr der Verkehr, der durch Verkehrsregeln, Ampeln, Schilder und Markierungen möglichst schnell und sicher gemacht werden soll – die Strasse soll wieder zum Ort für alle werden, ob sie nun verweilen, sich treffen, spielen oder hindurchfahren oder -gehen wollen.»<sup>3</sup> Ähnliches ist auch aus der Baudirektion des Kantons Zürich zu hören: «Strassen müssen einen städtebaulich guten Charakter haben. Die Menschen müssen sich darin bewegen und aufhalten und sich wohl fühlen können. Wir sprechen deshalb neu von Strassenräumen. Die Erkenntnis, dass auch Strassenraum ein öffentlicher Raum ist, die ist eher neu.»<sup>4</sup>

## «Taking to the Streets»

Das Forschungsprojekt «Taking to the Streets» hat deshalb den Raum der Strasse ins Zentrum seines Interesses gerückt: die Strasse als öffentlicher Raum, ihre Nutzungen und Aneignungen. Letztlich galt die Untersuchung der Frage: Was sind gute öffentliche Räume, und nach welchen Kriterien kann ihre Qualität beurteilt werden?

### Fussgängerperspektive

Da die Strasse wieder mehr den Fussgängern gehören soll, spielt die Fussgängerperspektive bei der Beurteilung der Qualität eine grosse Rolle. Sie wurde deshalb als Grundlage für die Untersuchung gewählt. Die Sicht des Fussgängers ist diejenige, aus der wir, die Bewohner und Bewohnerinnen, unsere Stadt mehrheitlich wahrnehmen. Den Blick aus der Vogelperspektive, wie ihn die Stadt- und Raumplaner bevorzugen, haben wir nur selten oder wenn, dann wie bei Google Maps nur am Bildschirm. Was wir jedoch täglich erleben – und da gibt es keine Unterschiede zwischen Tokyo und Zürich –, ist die horizontale Sicht des Fussgängers. Die Fussgängerperspektive ist die gewöhnlichste und häufigste und daher die wichtigste Sicht auf die Stadt. Deshalb bedarf sie der besonderen Berücksichtigung.

### Europa und Asien

Eine Besonderheit dieser Untersuchung ist, dass sie in zwei sehr unterschiedlichen Kulturen stattgefunden hat. Zwei Städte Mitteleuropas stehen im Vergleich mit zwei Metropolen Ostasiens. Wie kam es zu dieser Auswahl? Fokus des Projekts sind die öffentlichen Räume und die Frage nach ihrer Qualität. In der Stadtplanung ist es selbstverständlich, dass zwischen privaten und öffentlichen Räumen unterschieden wird. Diese Aufteilung ist jedoch eine abendländische Sichtweise. Dennoch wird auch in der Analyse von asiatischen Städten häufig zwischen privatem und öffentlichem Raum unterschieden. Doch diese Übertragung ist nicht ganz korrekt. Die Begriffe privat und öffentlich gibt es weder in der chinesischen noch in der japanischen Sprache. Die japanischen Zeichen 公共空間 (kô kyô kû kan) werden zwar mit «öffentlicher Raum» übersetzt, doch bedeuten die ersten beiden Zeichen so viel wie «gemeinsam unter einem grossen Dach», wobei das Dach früher den Schutz des Daimyos oder Samurais symbolisierte. Im chinesischen Verständnis verhält es sich ähnlich. Zusätzlich lässt sich für China auch folgende Definition finden: «Die Ausdrücke breite Strasse und schmale Gasse stehen für die chinesische Auffassung von öffentlichem und privatem Raum.»<sup>5</sup>

Und genau diese andere Auffassung von Privatheit und Öffentlichkeit ist der Anreiz dafür, sich mit den Strassenräumen von Shanghai und Tokyo zu beschäftigen. Die für uns so selbstverständliche Aufteilung in privaten und öffentlichen Raum lässt sich auf die ostasiatische Stadt nicht anwenden.

5 Guanzeng Zhang: «Struktur und Wandel des öffentlichen Raums in Shanghai». In: Dieter Hassenpflug: *Die aufgeschlossene Stadt. Öffentlicher Raum in China von Anting bis Zhuhai*. Weimar 2005, S. 103

Dieser Verlust des Selbstverständlichen kann jedoch produktiv genutzt werden und für die europäische Stadt als Anregung dienen.

Zur unterschiedlichen Grösse der ausgewählten Städte ist zu sagen, dass sich das Projekt auf der Mikroebene ansiedelt, wodurch die zu untersuchenden Gebiete begrenzt und übersichtlich sind. Auf der reinen Massstabebene unterscheidet sich eine Quartiersstrasse in Berlin kaum von einer Seitenstrasse in Tokyo, und die inneren Gassen eines *lilong* in Shanghai entsprechen von der Dimension her durchaus einem Teil der Altstadt von Zürich. Was sich hauptsächlich unterscheidet, ist die Gesamtzahl der Strassen und Quartiere sowie ihre flächenmässige Ausdehnung und grossmassstäbliche Raumordnung. Doch das ist nicht Teil der Untersuchung, sodass es aufgrund des gewählten Fokus durchaus möglich ist, Städte von so unterschiedlicher Grösse miteinander zu vergleichen.

### Raumtheorie

Die theoretische Grundlage für die Untersuchung bildet die Erkenntnis, dass Raum nicht per se gegeben ist, sondern durch Handlungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen entsteht. Er ist kein Behälter, in dem das Leben unberührt von ihm stattfindet. Vielmehr geht Raum aus den vielschichtigen Relationen zwischen den Handlungen und Wahrnehmungen der Menschen und der gebauten Umwelt erst hervor. Raum ist, wie die Stadt auch, ein gesellschaftliches Produkt. In diesem Sinne verstehen wir die Nutzung des öffentlichen Raums als Produktion öffentlicher Räume. «Taking to the Streets» handelt von Strassen und ihrer Bedeutung für die Produktion öffentlicher Räume. Was ist hier genau mit Produktion gemeint?

### Relationale Raumtheorie

Der Mensch in der heutigen Gesellschaft lebt mit dem Gefühl, «in» einem Raum zu leben oder sich «durch» einen Raum hindurch zu bewegen. Diese Vorstellung, die auf der Annahme basiert, dass der Raum a priori existiert, um gesellschaftliche und soziale Inhalte aufnehmen zu können, wird als Container-Raum bezeichnet.

Würde man jedoch seinen eigenen Wahrnehmungen genau nachspüren, liesse sich schnell feststellen, dass der Raum nicht in dieser Weise erfahren wird. Es würde sich herausstellen, dass wir einen architektonischen Raum nie als Ganzes wahrnehmen, sondern immer nur einzelne Aspekte, die sich kontinuierlich und immer wieder neu zu einem Raumerleben zusammensetzen. Was wir erfahren, ist kein physikalischer Raum, der statisch ist wie ein Modell, sondern ein Raum, der sich ständig verändert, den wir jeden Moment wieder neu, durch unsere Erinnerungen und Vorstellungen eingefärbt, wahrnehmen. So beschreibt es auch der französische Soziologe Michel de Certeau: «Die Strasse, die der Urbanismus geometrisch

festlegt, wird durch die Gehenden in einen Raum verwandelt.»<sup>6</sup> Es sind die Menschen, die aus der euklidischen Geometrie gelebten Raum machen.

### **Raumproduktion bei Henri Lefebvre**

Der französische Philosoph, Soziologe und Stadttheoretiker Henri Lefebvre stellte 1974 mit seiner Publikation *La production de l'espace*<sup>7</sup> eine bis heute massgebende Raumtheorie vor. Die Kernthese besagt, dass sich Raum als Raumtriade immer aus drei wesentlichen Aspekten zusammensetzt:

*Espace perçu* ist der Raum der materiellen Produktion, die Praxis des Herstellens von Raum, der sinnlich wahrgenommen, erfahren und erlitten werden kann. Dieser Aspekt stellt eine nicht-reflexive alltägliche Praxis dar.

*Espace conçu* entspricht dem gedanklich konzipierten Raum, dem Raum der Wissensproduktion, wie beispielsweise in der Mathematik oder Stadtplanung. Damit ist aber auch die Vorstellung von Raum jedes Einzelnen gemeint, ein kognitives Bild, das jeder mit sich trägt und in die Raumproduktion einbringt. Das alles stellen «Repräsentationen des Raums» dar.

*Espace vécu* ist der Raumaspekt, der als gelebter Raum verstanden wird. Lefebvre nennt diesen auch «Raum der Repräsentation». Gemeint sind damit Räume, die sich durch die Verwendung von Bildern und Symbolen Ausdruck verschaffen. Sie sind der Diskurs des Raums im Gegensatz zum Diskurs über Raum und gleichzeitig Räume des Ausdrucks, gelebter und nicht erdachter Raum.

Basierend auf Ideen des Marxismus nannte Lefebvre dieses Hervorbringen von Raum aufgrund seiner drei Raumaspekte auch «Produktion von Raum». Im Sinne dieser komplexen und ineinander verschachtelten triadischen Raumproduktion soll des Weiteren der Begriff der Produktion verwendet werden. Das heisst, dass das Wahrnehmen von Raum kein passiver Vorgang ist, sondern ein aktiver Prozess, der genauso wie das Abbilden, Vorstellen, Erinnern oder Benutzen von Räumen ein Produzieren von Raum darstellt.

### **Raumnutzung ist Raumproduktion**

Die Nutzung und Aneignung öffentlicher Räume lässt sich mit Lefebvres Raumtheorie nun als eine spezifische Form der Raumproduktion verstehen. Das, was allgemein als «die Nutzung von Räumen» bezeichnet wird, ist eigentlich ein Aspekt der Produktion von Raum. Der Ausdruck Nutzung von öffentlichem Raum kann jetzt deutlich als etwas verstanden werden, das noch dem Containerdenken entspricht. Er suggeriert, dass der Raum bereits gegeben ist und ein Subjekt ihn nutzen kann. In der Alltagssprache lassen sich solche Formulierungen kaum vermeiden, doch wenn hier von der Nutzung des öffentlichen Raums die Rede ist, wird sie als ein raum-

<sup>6</sup> Michel de Certeau: *Kunst des Handelns*. Berlin 1988, S. 218

<sup>7</sup> Henri Lefebvre: *The Production of Space*. Oxford/Malden 1991 (französisches Original 1974)

<sup>8</sup> Hans Paul Bahrdt: *Umwelterfahrung*. München 1974, S. 35

<sup>9</sup> Ebd.

bildender Vorgang, als Produktion von Raum verstanden. Auch Raumnutzer produzieren Raum, Raumnutzung ist immer auch Raumproduktion.

Die Forschungsfrage kann vor diesem Hintergrund wie folgt formuliert werden: Welche Handlungen produzieren welche Räume? Letztlich sollen die Handlungen und die dadurch produzierten Räume Auskunft darüber geben, welche Kriterien zur Beurteilung und damit auch zur Verbesserung der Qualität öffentlicher Räume anzuwenden sind.

### **Öffentliche Räume**

Die Frage nach der Qualität der öffentlichen städtischen Räume ist weltweit ein Thema. In vielen Städten wächst das Bewusstsein dafür, dass die öffentlichen Räume für die Beurteilung der Lebensqualität wichtig sind. Wurde vor einigen Jahren noch der Verlust der öffentlichen Räume beklagt, ist es heute eher so, dass in den Städten wieder mehr auf den Strassen und Plätzen geschieht. Phänomene wie beispielsweise das Public Viewing haben sich erst in den letzten Jahren entwickelt und stellen ganz neue Varianten der Nutzung von öffentlichem Raum dar.

Zu einem guten City-Branding gehört eine Vielfalt an öffentlichen Angeboten. Dadurch ähneln sich dann auch die Attraktionen und Events, mit denen sich die Städte profilieren möchten. Den öffentlichen Räumen droht auf diese Weise oft eine allzu starke Kommerzialisierung und Privatisierung. Um beantworten zu können, was gute öffentliche Räume sind und wie sie aussehen sollten, muss auch berücksichtigt werden, an welche Öffentlichkeit sich die Bemühungen richten und wer die Beurteilungskriterien unter welchen Gesichtspunkten zusammenstellt.

### **Qualität aus der Sicht von Stadtsoziologen**

Die Frage nach lebendigen öffentlichen Räumen wird von Stadtplanern und Soziologen immer wieder neu gestellt. So hat auch der deutsche Soziologe Hans Paul Bahrdt in den 1970er Jahren einige Thesen zur räumlichen und sozialen Umwelt aufgestellt, die bis heute nicht an Gültigkeit verloren haben. Nach Bahrdt liegt die Qualität öffentlicher Räume in ihrer multifunktionalen Nutzung. «Strassen und Plätze, die typischer Weise von Angehörigen ganz verschiedener Bevölkerungsschichten zu verschiedenen Zwecken gut verteilt über den ganzen Tag und den Abend aufgesucht werden, zeigen genau das, was wir öffentliches Leben auf der untersten, anschaulichsten lokalen Ebene nennen, nämlich das Rendezvous der Gesellschaft mit sich selbst.»<sup>8</sup>

Öffentlichkeit entsteht dann, wenn die Umwelt «offen ist für Menschen verschiedener Art, die primär verschiedene Ziele verfolgen und sich unterschiedlich verhalten».<sup>9</sup> Die Offenheit soll die Menschen zu einer gewissen

«Zerstreuung des Verhaltens» veranlassen, zu einer Überwindung der strengen Zweckgerichtetheit ihres Handelns. Diese «offene Lokalität» oder «lokale Öffentlichkeit» bildet die Basis für eine spielerische Variation des Verhaltens, für eine Rundumorientierung, die ein Sehen und Sich-sehen lassen, ein Verweilen oder kurze Begegnungen ermöglicht. Bahrdr sieht die Qualitäten des öffentlichen Lebens, ähnlich wie der amerikanische Soziologe Richard Sennett, in diesen kleinen und unscheinbaren Momenten flüchtiger Begegnungen, die nicht auf Integration und Verstehen ausgerichtet sind, sondern eine ephemere Form von Gleichzeitigkeit und Nähe zu evozieren vermögen. In diese flüchtigen Interaktionen werden nur bestimmte Aspekte der Persönlichkeit jedes Einzelnen eingebracht, während andere verborgen bleiben. Bahrdr nennt dies «unvollständige Integration» und versteht sie als eine der wichtigsten Grundvoraussetzungen für das Entstehen von Öffentlichkeit, ganz im Gegenteil zur Privatheit.<sup>10</sup>

Die Stadtgesellschaft des 21. Jahrhunderts wird heterogener und komplexer und dadurch unübersichtlicher. Damit müssen sowohl die Bürger und Bürgerinnen als auch die Verantwortlichen umzugehen lernen. Die Gestaltung des öffentlichen Raums kann deshalb nicht mehr allein Aufgabe der Architekten und Stadtplaner sein. So argumentiert auch der Soziologe Jens Dangschat: «Aus der Planungserfahrung der letzten vier Jahrzehnte ist deutlich geworden, dass das Urteil der Fachleute über die Qualität des gebauten Raums oft nicht ausreicht, um mehrere soziale Gruppen vor Ort zufriedenzustellen. Durch eine schrittweise Integration auch partizipativer Verfahren hat sich die Vorstellung herausgebildet, dass die Gestaltung des öffentlichen Raums eine Frage der sozialräumlichen Gestaltung ist.»<sup>11</sup>

Den Abschied von der Idee der Mach- und Planbarkeit von Urbanität fordern auch die Stadtsoziologen Hartmut Häussermann und Walter Siebel. Für sie steht Urbanität für lebendige öffentliche Räume, für aktive und attraktive sozialräumliche Gestaltungen. «Urbanität kann man nicht bauen, sie widersetzt sich der zweckvollen Inszenierung und sie entsteht nicht von heute auf morgen. Aber doch hat sie ihre Orte, an denen sie gleichsam materielle Gestalt gewinnt und erlebbar wird. Solche Orte sind oft Ergebnis des Alterns der Stadt, des Zerfalls, der Lücken hinterlässt, in denen urbanes Leben sich breit machen kann. [...] Die Planung kann solche Prozesse nur zulassen, aber nur allzu oft verbaut sie sie. Räume des Dazwischen und Zonen des Übergangs zuzulassen und Architekturen zu bauen, die altern können, die Lücken, Zerfall und Zweckentfremdung vertragen, ist das Beste, was die Planung für den Erhalt der urbanen Stadt tun kann.»<sup>12</sup>

Vielfalt und Lebendigkeit sind weder kontrollierbar noch bewusst gestaltbar. Die Unvollständigkeit ist wichtiger Bestandteil des öffentlichen Raums, denn vor allem in den unverplanten Leerstellen kann sich das Unerwartete und Flüchtige ereignen. Doch genau hier ist Vorsicht geboten. Denn das, was sich ereignen soll, sind nicht durchgestylte Events, von denen sich

<sup>10</sup> Hans Paul Bahrdr: *Die moderne Grossstadt*. Reinbek bei Hamburg 1961, S. 40f.

<sup>11</sup> Jens Dangschat: «Freiraumverantwortung. Wer nutzt den öffentlichen Raum? Wem nutzt der öffentliche Raum?». In: Michael Braum, Thies Schröder (Hg.): *Freiraum. Wie findet Freiraum statt?*. Basel 2010

<sup>12</sup> Hartmut Häussermann, Walter Siebel: «Stadt und Urbanität». Zitiert nach: Martina Löw, Silke Steets, Sergej Stoetzer: *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*. Opladen/Farmington Hills 2007, S. 139

<sup>13</sup> Richard Sennett: *Civitas*. Frankfurt a. M. 1991, S. 213ff.

<sup>14</sup> Siehe dazu: Jürgen Krusche: «Berlin ist hässlich – und das ist gut so! Der Wert des Hässlichen für den Urbanitätsdiskurs». In: *Arch+*, Nr. 201/202, 2011, S. 62–65

viele Städte eine höhere Lebensqualität oder einen besseren Platz in den nächsten City-Rankings versprechen, es sind vielmehr die kleinen alltäglichen Ereignisse, die Vielfalt und Lebendigkeit in das städtische Leben jedes Einzelnen bringen.

So argumentiert auch Richard Sennett, wenn er eine flüchtige Begegnung oder bruchstückhafte Gespräche als Ausdruck gelebter Differenz sieht. Nicht aus jeder Begegnung muss Verständnis für den Anderen hervorgehen, es muss nicht immer ein Wir entstehen. Den Anderen wahrzunehmen, sich kurz auf die Begegnung einzulassen, genügt. Die Differenzen dürfen sich überlagern und übereinander schichten. Für Sennett kann diese nicht-lineare Erfahrung des Unterschieds durchaus dazu führen, dass man sich für kurze Zeit selbst fremd wird. Auf diese Weise kann der Stadtbewohner lernen, sich mit dem Unvorhersehbaren, dem Unvollkommenen anzufreunden und sich der Unmittelbarkeit auszusetzen, sich preiszugeben. Diese Wendung nach aussen bezeichnet Sennett als «émigration extérieure»<sup>13</sup> und sieht darin die eigentliche Qualität der modernen Grossstadt, ganz im Gegensatz zu einer Jahrhunderte andauernden «émigration interieure», einer Wendung nach innen, die die Städte vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert hinein charakterisierte. Mit dieser Bewegung nach aussen erhält vor allem der öffentliche Raum wieder Bedeutung. Er muss allerdings die Qualität haben, diese feinen Wahrnehmungen von Überlagerungen, von Unterschieden und Gleichzeitigkeiten auch zu gewährleisten. Eine zu starre und einseitige Ausrichtung ist hierfür genauso wenig geeignet wie eine Überfrachtung des Stadtraums mit zu vielen Angeboten und Attraktionen.

### Qualität guter öffentlicher Räume

Schon aus diesen kurzen Charakterisierungen guter öffentlicher Räume und gelebter Urbanität ist herauszulesen, dass die Kriterien nicht die äussere Gestalt betreffen. Gute öffentliche Räume müssen nicht ästhetisch ansprechend, sprich schön sein.<sup>14</sup> Entscheidender ist, wie und von wem sie genutzt werden können und was sie ermöglichen; ob sie zu passivem Konsum verleiten oder die Nutzer herausfordern.

In einem ersten Schritt kann die Qualität öffentlicher Räume wie folgt charakterisiert werden: Gute öffentliche Räume werden von Angehörigen verschiedener Bevölkerungsschichten und sozialer Gruppen genutzt, sie dienen vielfältigen Zwecken und Zielen und enthalten gleichzeitig die Möglichkeit zur kreativen Zweckentfremdung. Dadurch tragen sie dazu bei, die strenge Zweckgerichtetheit des Handelns zu überwinden. Sie evozieren Begegnungen mit dem Unvorhersehbaren, flüchtige Zusammentreffen, die nicht auf Integration und Verstehen ausgerichtet sind. Gelebte und sich überlagernde Differenzen sind Zeichen von Qualität, genauso wie ephemere Formen von Gleichzeitigkeit und Nähe. Letztlich fördern – und fordern – sie, dass sich die Nutzer mit dem Unvollkommenen anfreunden und sich der Unmittelbarkeit aussetzen.

## Nutzungen

Der Fokus von «Taking to the Streets» liegt auf den Nutzungen, die wie oben ausgeführt als Raumproduktion verstanden werden. Da das Projekt visuell angelegt ist, das heisst mit der Methode der Fotobeobachtung arbeitet, sind vor allem Nutzungen relevant, die auch visuell wahrnehmbar sind. Neben direkten Interaktionen zwischen Menschen oder zwischen Menschen und Objekten können Nutzungen auch indirekt an Objekten abgelesen werden, da sie oft Spuren hinterlassen. So verweisen zurückgelassene Dinge oder Gegenstände, die manipuliert, durch häufigen Gebrauch abgenutzt oder gewaltsam zerstört wurden, auf vorangegangene Handlungen. Diese Phänomene werden innerhalb des Projekts als sichtbare Spuren von Handlungen, als indexikalische Zeichen verstanden, die auf vorhergehende Nutzungen verweisen. Im erlebten Raum werden sich die verschiedenen Aspekte von Handlungen immer vermischen und sich zu komplexen Handlungszusammenhängen und Objektkonstellationen verbinden. Für die Analyse und bildliche Darstellung der Nutzungen jedoch ist eine Ausdifferenzierung, teilweise sogar eine Isolation von Einzelphänomenen notwendig und sinnvoll.

15 Michel Frizot: *Neue Geschichte der Fotografie*. Köln 1998

16 Thomas Overdick: «Der volkscundliche «Klick». Überlegungen zu einer visuellen Ethnografie». In: *Vokus*, 2/2002, S. 20–43

17 Roland Barthes: *Die helle Kammer*. Frankfurt a. M. 1989, S. 86f.

18 Ebd., S. 99

19 Michael Schmidt: *Irgendwo*. Köln 2005, S. 121

20 Peter Geimer: «Ich werde bei dieser Präsentation weitgehend abwesend sein». Roland Barthes am Nullpunkt der Fotografie». In: *Fotogeschichte*, 114/2009, S. 23

21 Ebd.

## Fotografie als Medium

### Boulevard du Temple von 1838

Um die Fotografie als Instrument innerhalb der kulturwissenschaftlichen oder ethnografischen Arbeit einsetzen zu können, sollte geklärt sein, was eine Fotografie genau ist. Rein technisch gesehen spricht man von Fotografie erst, seitdem es möglich wurde, die schon seit dem 11. Jahrhundert in der Camera Obscura erzeugten Bilder auch festzuhalten; anfangs auf Kupferplatten als Heliografie oder Daguerreotypie, ab den 1860er Jahren auch auf Papier. Interessanterweise war die erste Fotografie, die offiziell als solche anerkannt und ausgestellt wurde, die Ansicht einer Strasse. Louis Daguerre fotografierte aus dem Fenster seiner Wohnung in Paris 1838 eine Strassenansicht, den Boulevard du Temple. Ein Bild, das berühmt wurde und um die Welt ging. Erste Betrachter waren begeistert von der Detailtreue und Schärfe. So spricht Alexander von Humboldt «von der erstaunlichen Genauigkeit der Abbildung, die nichts auslässt, so als gehöre es zum Zweck des Verfahrens, alles wiederzugeben».<sup>15</sup>

Mit der Erfindung der Fotografie dachte man, ein geeignetes Instrument in der Hand zu haben, um ein authentisches und wahres Abbild der Welt festhalten zu können. Die hohe Abbildungstreue und der zeugnishaft Charakter machten deshalb den Fotoapparat zu einem der wichtigsten Instrumente des im 19. Jahrhundert entstandenen historischen Bewusstseins.<sup>16</sup>

### Es-ist-so-gewesen

Roland Barthes bezeichnet in seinem legendären Essay «Die helle Kammer» von 1980 die Referenz des «Es-ist-so-gewesen» als das Grundprinzip der Fotografie. Es war etwas da, auf das die Fotografie nun verweist (denotiert). Der fotografische Referent ist «eine notwendig reale Sache, die vor dem Objektiv platziert war und ohne die es keine Photographie gäbe».<sup>17</sup> Zwischen der Sache und dem fotografischen Bild besteht eine verweisende Beziehung, keine abbildende. Barthes sieht die Fotografie «keineswegs als eine Kopie des Wirklichen – sondern als eine Emanation des vergangenen Wirklichen».<sup>18</sup> In ähnlicher Weise beschreibt es auch der deutsche Fotograf Michael Schmidt: «Das heisst, es gibt keinen direkten Vergleich mehr mit der Aussenwelt. Innerhalb dieser Bilder gibt es aber immer noch den einen Verweis: Die Fotografie lebt davon, dass es ein Gegenüber gegeben hat.»<sup>19</sup>

Die Fotografie hat gegenüber anderen bildgebenden Verfahren einen Sonderstatus. Sie ist eine Botschaft ohne Code.<sup>20</sup> Beim Übergang vom Wirklichen zu dessen Ablichtung ist kein Code notwendig. Das fotografische Bild enthält eine Dimension, die noch nicht konnotiert ist. «Die Fotografie ist hier reines Denotat, ein Analogon als solches, gleichsam ein Bild im Nullzustand der Bedeutung.»<sup>21</sup> Die Konnotationen, also alle Zuschreibungen, Interpretationen und Assoziationen, stellen sich erst im Nachhinein